

Einer der Platzanweiser bei der Krönung Elisabeths II. am 2. Juni 1953 war der Sohn des Premierministers, Randolph Churchill. Für die auf ein paar Stunden befristete Stelle eines Hofbeamten mit dem Abzeichen eines goldenen Stabes hatte sich der frühere Unterhausabgeordnete, der später als offizieller Autor der ersten beiden Bände der offiziellen Biographie seines Vaters firmierte, auch dadurch qualifiziert, dass er rechtzeitig ein Buch namens „The Story of the Coronation“ veröffentlicht hatte. Obwohl ihm als Urenkel eines Herzogs die Augenzeugenschaft bei feierlichen Staatsgeschäften in die Wiege gelegt war, hat Churchills 152 Seiten lange Studie Züge einer Geschichtsschreibung vom Hörsagen. Er führt Percy Ernst Schramm, den er als Verfasser des am höchsten angesehenen Vorgängerwerks rühmt, der „Geschichte des englischen Königtums im Lichte der Krönung“, die 1937 pünktlich zum Weiheakt von Elisabeths Vater Georg VI. in deutscher und englischer Ausgabe erschienen war, als Professor der „University of Göttingen“ ein.

Der Name der Universität Göttingen sollte bei den Engländern eigentlich einen guten oder doch vertrauten Klang bewahrt haben, weil Göttingen die Landesuniversität ihrer Könige war, als sie nebenbei auch Hannover regierten. Churchills Verbalhornung ist unfreiwillig geistreich, weil Schramms These lautet, dass das neuzeitliche Zeremoniell den mittelalterlichen, also gemäß dem Sprachgebrauch des neunzehnten Jahrhunderts gotischen Charakter des Rituals konserviert habe. Das Inventar der Gegenstände, die 1831 bei der Krönung Wilhelms IV. (so die Überschrift der Akte in den National Archives) „zurückgelassen“ wurden, enthält einen „gotischen Altarraum“ und einen „gotischen Stuhl“ für den Erzbischof von Canterbury.

Dieses Quelledetail, das Nicholas Dixon in einem Aufsatz über die Kirche von England und den Krönungsritus zwischen 1761 und 1838 anführt (in: Church History, Bd. 90, Heft 1, 2021 / Cambridge University Press), scheint geeignet, das Bild von der modernen englischen Krönung als einem substanzlosen, im Grunde schon postmodernen Geschichtsschauspiel zu bestätigen, dessen Popularität in der Wissenschaft auf David Cannadine zurückgeht. Der inzwischen längst zum Ritter geschlagene Historiker lieferte 1983 den Beitrag zum Thema für das Sammelwerk „The Invention of Tradition“, dessen Titel sofort zum unverwundlichen Schlagwort besserwisserisch fortschrittlicher Kulturgeschichte wurde.

Dixon, der in Cambridge 2019 mit einer Arbeit über Aktivität und Einfluss der Staatskirche in England zwischen 1800 und 1837 promoviert wurde, tritt indes der fixen Idee Cannadines entgegen, dass sich die Symbolik zeichenhafte Staatshandlungen im Zeitalter der Verfassungsreformen im Schauwert erschöpft habe, und findet theologische und politische Aussagen sowohl in den liturgischen Formulierungen als auch in zeitgenössischen Berichten. Einen neuen Aufsatz in dem soeben bei Bloomsbury publizierten Sammelband „Power and Ceremony in European History Rituals, Practices and Representative Bodies since the Late Middle Ages“ eröffnet Dixon mit einem Einspruch gegen Schramm.

Dieser lässt seine Geschichte 1689 enden, mit der Krönung von Wilhelm III. und Maria II. nach der Glorreichen Revolution. Der damals verwendete Ordo – also das liturgische Regiebuch – sei weiter in Gebrauch, stellte Schramm 1937 fest; spätere Änderungen betrafen nur unbedeutende Einzelheiten. Dixon zeigt, dass die Erzbischöfe von Canterbury, deren vornehmstes Vorrecht die Vornahme der Krönung ist, beziehungsweise ihre zereemonialwissenschaftlichen Berater sehr wohl erheblich in den Text eingriffen, zunächst im Sinne der Anpassung an den durch die Revolution eingetretenen und

Die Krone kommt ins Rutschen

Erst wurde den englischen Königen das Schwert weggenommen, dann wieder ausgehändigt. Da waren sie aber schon machtlos: Nicholas Dixon untersucht, wie die Erzbischöfe von Canterbury und ihre liturgiewissenschaftlichen Berater mit der Zeit den Ritus der Krönung veränderten.

beförderten Verfassungswandel, später, als die Entstaatlichung der Kirche auf die verfassungspolitische Tagesordnung gesetzt wurde, im Interesse konfessioneller Selbstvergewisserung.

In der von Erzbischof Thomas Secker für Georg III. 1761 revidierten Fassung spielte der Ritus sowohl den persönlichen Charakter des Verhältnisses zwischen Gott und dem König als auch den heil-

genden Effekt von Salbung und Segnung herunter. Die Vorstellung der göttlichen Einsetzung des Königs wurde verdrängt, indem ein Gebet den Hannoveraner der Aufsicht einer fast schon unpersönlich gedachten göttlichen Vorsehung unterstellt; so wurde auch der kosmologische Rahmen der Sozialordnung auf die konstitutionelle Monarchie umgestellt. Als Georg IV. sechzig Jahre später nach Jahr-

zehnten im kronprinzlichen Wartestand gekrönt wurde, strich Seckers Nachfolger Charles Manners-Sutton sowohl einen elaborierten Vergleich mit den Königen des Volkes Israel als auch die Verheißung, dass der König selbst eine Krone des Ruhms in der Hand seines Herrn werden könne. 1831 wurde Georgs Bruder Wilhelm IV. vom Repräsentanten zum Diener Jesu Christi herabgestuft. Er wurde weder mit dem Schwert seiner Vorgänger umgürtet noch mit deren priesterlicher Stola bedeckt und trug unter dem Krönungsornat eine Admiralsuniform.

Eduard VII., der Sohn Königin Viktorias, empfing 1902 wieder das Schwert. In der Zwischenzeit hatten Kirchenhistoriker Ordines des vorrevolutionären Königtums gesammelt und ediert, im Geiste der hochkirchlichen Liturgiereform, die in Absetzung vom reformatorischen Kirchenbegriff der Evangelikalen wie vom Kulturchristentum des innerkirchlichen Liberalismus den katholischen Charakter der anglikanischen Kirche herausstellte. 1911 übertrug Erzbischof Randall Davidson die Vorbereitung der Krönung Georgs V. seinem Bibliothekar Claude Jenkins, der sich seinen Aufzeichnungen zufolge ein Programm der Restauration vornahm und die Reformen von 1689 und 1761 rückgängig machen wollte.

Eduard VIII. dankte 1936 ab, bevor er gekrönt worden war. Die Vorbereitung der Krönung seines Bruders wurde von der Stimmung erzwungener Improvisation affiziert. Edward Ratcliff, Theologieprofessor in Cambridge, konnte noch nicht alle von der Agenda von Jenkins verbliebenen Punkte umsetzen. Georg VI. empfing in der Westminster Abbey die Salbung aber wieder an drei Körperstellen, Händen, Brust und Haupt; seit 1821 war die Brust ausgelassen worden. Die von Ratcliff gründlich vorbereitete Krönung Elisabeths II. markiert in Dixons Erzählung den Höhe- und End-

punkt der Rückbildung des Rituals. Die Anrufung der Vorsehung wurde getilgt, wobei Ratcliff die Beseitigung der rationalistischen Vermittlungsformel ästhetisch rechtfertigte: Die Vielzahl der Silben erzeuge ein unangenehmes Geräusch. Das anglo-katholische Schönheitsideal stand laut Dixon im Moment seines Triumphes nicht mehr im Dienst eines kirchenpolitischen Ziels; Ratcliff bekannte am Ende seines Lebens, nie ein Anglikaner gewesen zu sein, und trat zur Orthodoxie über.

Dixons Interpretation, die sich gegen die Voreiligkeit von Säkularisationstheorien stellt, findet ihren Abschluss in der soziologischen Verwendung eines religionsphilosophischen Grundbegriffs: 1953, als der Königin alle alten Regalien wieder ausgehändigt wurden, „erlangte die Monarchie die Transzendenz zurück“, die ihr die Bearbeiter der Krönungsgottesdienstordnung nach 1689 verweigert hatten, „nicht im Sinne absoluter politischer Macht wie im siebzehnten Jahrhundert, sondern eher im Sinne absoluter Loslösung von weltlichen Anliegen“. Dixons ritualgeschichtlicher Revisionismus mündet am Ende in die traditionelle whiggistische Verfassungsdeutung ein, wenn er in der Beschränkung der Macht des Monarchen die Voraussetzung dafür ausmacht, dass die Geschichtszeit im Ritual stillgestellt wird. Die Kirchenpolitiker früherer Jahrhunderte hatten die Ordnung der Krönung energisch umgestaltet; nun „wurde die Zeremonie als wesentlich statisch wahrgenommen, als bewusster Anachronismus“.

Die Unveränderlichkeit der Form, in der sich für Schramm das Nachleben des Mittelalters manifestierte, wollte Cannadine in der Tradition aufgeklärter Priestertrugbekämpfung als Fiktion entlarven. Dixon beschreibt das zeitlose Institut der Krönung als voraussetzungsreiches Artefakt.

PATRICK BAHNERS

Umgekehrt wird nicht

Wohin führt Narendra Modis indischer Weg?

„Indiens kollektive ethische Identität steht unter enormem Druck. Wir scheinen uns gegenwärtig nicht mehr darüber einig zu sein, was unser Gemeinwohl ausmacht.“ Mit dieser Diagnose leitet Rajeev Bhargava, einer der bekanntesten politischen Theoretiker Indiens und langjähriger Direktor des Centre for the Study of Developing Societies in New Delhi, seinen jüngsten Essayband ein („Between Hope and Despair. 100 Ethical Reflections on Contemporary India“, Bloomsbury 2022). Viele Menschen in Indien glauben, schreibt Bhargava weiter, dass das Land nun glücklicherweise seine Hindu-Identität wiederentdeckt und endlich ein großer Nationalstaat werde. Andere sehen im Hindu-Nationalismus eine zutiefst antidemokratische Bewegung, die dabei sei, die Vorstellung eines inklusiven, pluralistischen Indiens zu begraben.

Auf einer Diskussionsveranstaltung zu seinem Buch am India International Centre in Delhi warb Bhargava unlängst dafür, sich wieder auf die Kernaspekte der indischen konstitutionellen Demokratie zu berufen: „Wir träumten davon, jeder Person die Möglichkeiten und die Fähigkeit zu verschaffen, sich ein Leben vorzustellen, das sie oder er leben wollte. Nach unseren Leben unter britischer Herrschaft träumten wir davon, einen angemessenen Platz in der postkolonialen globalen Ordnung zu finden und anderen Teilen der Welt zu Freiheit und Gleichheit zu verhelfen.“ Die 1949 verabschiedete Verfassung Indiens setze zu, dass nicht jeder Bürger einer einheitlichen Idee von einem guten Leben folgen müsse. Sie erkenne die Diversität des Landes an, das viele Konzeptionen eines guten Lebens und viele Wege zur Selbsterfüllung kenne.

Das Problem heute, sekundierte Madan Lokur, ehemaliger Richter am indischen Obersten Gerichtshof, sei nicht die Verfassung, sondern die Clique an der politischen Macht, die sie hinterpretiere und missbrauche. Der Regierung fehlten Persönlichkeiten „mit Charakter und Integrität“. Der Drehbuchautor und Poet Javed Akhtar äußerte die These, es habe keinen Sinn mehr, Religiosität und Säkularismus gegenüberzustellen. Religion sei für die Hindu-extremistischen Machthaber lediglich ein Vorwand, um ihren Hunger nach unhinterfragter Macht zu verschleiern. Und die inzwischen einundneunzigjährige Romila Thapar, Grande Dame der indischen Geschichtswissenschaft, sezerte kühl und klar den omnipräsenten Antintellectualismus sowie die beständige Suche der Hindu-Nationalisten nach vermeintlich starken Männern in der Geschichte Indiens.

Das Podium und der vollgepackte Saal waren sich weitgehend einig darin, dass die von der internationalen Presse und westlichen Politikern noch immer gern bemühte Rede von Indien als der „größten Demokratie der Welt“ zu hohlem Geschwätz verkommen ist. Zugleich konnte man sich des Eindrucks nicht erwehren, dass die hier versammelten kritischen Geister und Intellektuellen im heutigen Indien mit dem Rücken zur Wand stehen. In der vergangenen Dekade hat die Regierung durch Zensur und Gewalt massive Eingriffe in die akademische und intellektuelle Freiheit vorgenommen. An vielen Hochschulen und Forschungseinrichtungen wurden Parteioyaleisten in Leitungspositionen berufen, um das politische Verhalten von Mitarbeitenden und Studierenden zu kontrollieren und antimuslimische Stimmungen zu etablieren oder zu fördern. Vom Regime als „sensibel“ eingestufte Themen, vor allem solche, die vermeintlich „hinduistische Gefühle“ verletzen oder Angelegenheiten der nationalen Sicherheit betreffen, können auf wissenschaftlichen Tagungen kaum noch behandelt werden. Viele Intellektuelle und Studierende muslimischer Herkunft wurden ohne Gerichtsverfahren inhaftiert.

Zugleich läuft die Propagandamaschine des Präsidenten Narendra Modi auf Hochtouren. Wer durch Delhi fährt, sieht überall riesige Plakatwände mit seinem Kontext. Es zielt selbst das indische Covid-Impfzertifikat. Seine Vasallen feiern ihn als „Vater des neuen Indiens“ und konstruieren eine ungebrochene demokratische Linie von Mahatma Gandhi zu Modi. Dieser bedient sich in seinen Beschreibungen eines „selbständigen Indiens“ fleißig aus dem Repertoire früherer Regierungen, von denen er sich abzugrenzen sucht. Sein Motto für Indiens G-20-Vorsitz – „Die Welt ist eine Familie“ – hat er von Indira Gandhi geklaut, deren Regierungszeit Hindu-Ideologien scharfer Kritik unterworfen.

Die Zensur geht derweil ungebrochen weiter. Eine neue Dokumentation der BBC, die kritisch Modis Rolle bei den blutigen Unruhen 2002 im Bundesstaat Gujarat beleuchtet, bei denen rund 2000 Menschen den Tod fanden, darf in Indien nicht gezeigt werden. Steuerbeamte durchsuchten die BBC-Büros in Delhi und Mumbai. Am Rande der Buchpräsentation äußerten viele Stimmen die große Sorge, dass Modi gewinnt er im kommenden Jahr erneut die Wahl, noch gnadenloser gegen jede Kritik vorgehen werde. Und Bhargava gestand, dass er sein Buch eigentlich „Zwischen Verzweiflung und Hoffnung“ nennen wollte, sein Verleger ihn aber bat, die Hoffnung an die erste Stelle zu setzen.

ANDREAS ECKERT



Am 12. Mai 1937 wurde Georg VI. gekrönt. Nach der Salbung und vor der Inthronisierung sprach der Erzbischof von Canterbury den Segen über ihn.

Foto Picture Alliance

Amore, meine Stadt

Nicht aus dem Volk, aber für das Volk: In Würzburg ist der älteste Vers der italienischen Literatur entdeckt worden

Der Vers umfasst nur acht Wörter: „Fui eo, madre, in civitate, vidi onesti iovene.“ Die nächsten Buchstaben sind, weil die Seite beschnitten ist, unleserlich. Seit mehr als tausend Jahren schlummert diese Zeile in einer Handschrift des Origenes aus dem achten Jahrhundert, die in der Universitätsbibliothek Würzburg aufbewahrt wird. Ein Kleriker des Klosters Sankt Kilian hat sie im späten neunten oder frühen zehnten Jahrhundert am unteren Rand notiert, wo sie auf dem Kopf steht. Und mehr als hundert Jahre ist es her, dass der klassische Philologe Wilhelm Baehrens sie 1916 als „Federprobe eines italienischen Mönchs in Kanzleischrift“ identifiziert hat.

Was es mit dem frühmittelalterlichen Vers auf sich hat, haben erst der Linguist und Philologe Vittorio Formentin (Universität Udine) und der Paläograph Antonio Ciaralli (Universität Perugia) herausgefunden. Wie sie in dem Aufsatz „Un frammento di canzone di donna in volgare dell'alto medioevo“ in der Zeitschrift „Lingua e Stile“ (Band 67, Heft 1, Juni 2022 / il Mulino) nachweisen, handelt es sich bei dem Fragment aus einem „Chanson de femme“ in der italoromanischen Volkssprache (volgare) um den ältesten Vers der italieni-

schen Poesie, der sich im Ton und in der Ansprache des Publikums deutlich von der höfischen Lyrik der späteren Troubadours, Trouvères und Minnesänger unterscheidet. Ins heutige Italienisch übertragen, lautet die Zeile: „Sono andata, madre, in città (dove) ho visto dei giovani di buoni costumi.“ (Ich bin, Mutter, in die Stadt gegangen, wo ich hübsche, wohlherzogene junge Männer gesehen habe.)

Auf volkstümliche Gedichte mit Liebesthemen, bestimmt für Tanz und Gesang, verweisen viele christliche Quellen aus dem Frühmittelalter, die diese Texte zugleich ihres „unmoralischen“ Inhalts wegen missbilligen: So verurteilt Caesarius von Arles im frühen sechsten Jahrhundert „Teufels-, Liebes- und Schandgesänge“. Doch kein einziger Text ist erhalten. Der Verlust wiegt umso schwerer, als hier die Anfänge der romanischen Lyrik liegen, deren Motive und Formen in der modernen Volksdichtung weiterleben. Im späten neunzehnten Jahrhundert begannen Philologen, die Physiognomie dieser verlorenen archaischen Volkstradition zu bestimmen und deren Residuen in der Dichtung des Spätmittelalters zu rekonstruieren.

In seiner Studie „Les origines de la poésie lyrique en France au moyen âge“

(1889) stellte Alfred Jeanroy die These auf, dass gemeinsame Themen und Formen in der italienischen, deutschen und galicisch-portugiesischen Lyrik von einem französischen Modell abgeleitet worden seien. Inzwischen gilt es als wahrscheinlicher, dass die Kongruenzen aus einem alten panromanischen Fundus stammen und dabei dem „Chanson de femme“, das von einem verliebten Mädchen gesungen wird, zentrale Bedeutung zukommt. Gestützt werden Jeanroys Hypothesen durch Samuel Miklos Sterns Entdeckung der „Chardschas“ (arabisch: Ausgänge) 1948: kleiner Versgruppen in der andalusisch-romanischen Volkssprache, deren älteste Beispiele auf die erste Hälfte des elften Jahrhunderts zurückgehen. Sie sind damit älter als die Lyrik des ersten Troubadours, Wilhelms IX. von Poitiers, Herzogs von Aquitanien, und schlagen einen volkstümlichen Ton an. (Siehe auch F.A.Z. vom 13. Oktober 2022.)

Der spanische Romanist Ramón Menéndez Pidal sah sich durch die „Chardschas“ in der Auffassung bestärkt, dass sich die älteste romanische Poesie an ein Publikum von Analphabeten gewandt habe. Daher habe sie auf die Schrift verzichtet und sich in mündlicher Überlieferung ano-

nym entwickelt und erneuert: Die andalusischen „Chardschas“, die galicisch-portugiesischen „Cantigas de amigo“ und die kastilischen „Villancicos de doncella“ – diese lyrischen Gattungen, in denen sich Frauenstimmen artikulieren, bezeichnete er als „drei Zweige desselben alten Stammes“, als Sprosse einer spezifisch iberischen Poesie. Bei Differenzen im Detail stimmen beide Philologen darin überein, dass das „Chanson de femme“ den frühmittelalterlichen Prototypen der romanischen Dichtung darstellt.

Der Fund von Würzburg, so Formentin und Ciaralli, bestätigt die These von Jeanroy, der zufolge die archaische romanische Volksdichtung nicht vom Volk, sondern für das Volk verfasst wurde. Das Metrum, das eindeutig klassischen Ursprungs ist (trochäischer Septenar), ordnet die Komposition einem gelehrten Milieu zu, dem das Schreiben vertraut war. Tatsächlich entspricht der Anfang des Verses einigen „Cantigas de amigo“ wie dieser von Johan de Requeixo: „Fui eu, madre, en romaria a Faro con meu amigo.“ Die lexikalische, thematische und metrische Übereinstimmung ist offenkundig: Auch in diesem Lied wendet sich eine junge Frau an ihre Mutter, um ihr die ersten Liebestur-

bulenzen zu gestehen. Der „asigmatische“ Plural des direkten Objekts ist entscheidend für die Zuordnung zu Italien: Es heißt „onesti iovene“ und nicht „onestos iovenes“.

Der Vers ist drei Jahrhunderte älter als das „Canzone ravennate“, das als früheste Gedicht der italienischen Literatur gilt. Auch dieses aus fünf Strophen bestehende Lied, das Modelle der provenzalischen (höfischen) Liebe nachahmt, ist nur zufällig, als „Spur“, überliefert: Um 1200 wurde es, so die paläographische Datierung, auf die Rückseite eines Pergaments aus Ravenna transkribiert, das die notarielle Kaufurkunde eines Hauses aus dem Jahre 1127 enthält. Eine andere poetische Welt offenbart das Würzburger Fragment: Das Gedicht sollte das Volk und nicht den feudalen Hof erfreuen. Erkennbar nebenbei und ohne weiterreichende Absicht hingeschrieben, handelt es sich um das seltsame Zeugnis einer Literatur, die nicht in der Schrift gefunden hat und unsichtbar geblieben ist. Die Federprobe von Würzburg macht es möglich, die „Latencia“ (Ramón Menéndez Pidal), zu der die volkstümliche Dichtung des frühen Mittelalters verurteilt schien, um mindestens zweihundert Jahre zu verkürzen.

ANDREAS ROSSMANN